



## **Der Mensch in der Berufssarbeit**

**Blume, Wilhelm**

**Berlin [u.a.], 1951**

Dritter Teil:

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](#)

## DRITTER TEIL

---

### Menschliches Wirken

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,  
Doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf.

Friedrich Schiller

### Die Mutter und die vier Ratgeber

Ich konnte den unbestimmten Zwischenzustand, was aus mir werden solle, nun nicht länger ertragen, sondern suchte unter meinen Sachen nach feinem Papier, um einen Brief an meine Mutter zu schreiben, den ersten in meinem Leben. Als ich ganz zu oberst am Rande das „Liebe Mutter!“ hinsetzte, schwebte sie mir in einem neuen Lichte vor; ich empfand diesen Fortschritt und Ernst des Lebens wohl, und meine Schreibgeläufigkeit ließ mich anfänglich im Stiche und kaum die ersten Sätze finden. Doch führten mich die Schilderungen meiner Ferienreise bald vorwärts; ich trug ein großes Behagen zur Schau und eine gewisse Sucht, auf drollige Weise die Leserin zu unterhalten und zugleich dadurch mich geltend zu machen. Alsdann ging ich auf den Zweck meines Schreibens über und erklärte unverhohlen, daß ich nun durchaus glaubte, ein Maler werden zu müssen; und infolgedessen bat ich sie, sich vorläufig umzusehen und mit verschiedenen Sachkennern unserer Bekanntschaft sich zu beraten. Ich faltete den Brief eng und künstlich zusammen und verschloß ihn mit meinem Leibsiegel, einem Hoffnungsanker, welchen ich längst in ein Stückchen Alabaster gegraben hatte und nun zum erstenmal gebrauchte.

Nach dem Empfange dieses Briefes tat meine Mutter ihre Staatskleidung an, schlicht und einfarbig, und begann feierlich ihren Rundgang bei den ihr zugänglichen Autoritäten.

Zuerst sprach sie bei einem angesehenen Schreinermeister vor, welcher viel in guten Häusern verkehrte und Weltkenntnis besaß. Als Freund meines seligen Vaters hielt er in Freundschaft zu uns; nachdem er Vortrag und Bericht der Mutter ernstlich angehört, erwiderte er kurzweg, das sei nichts und hieße so viel, als das Kind einer liederlichen und ungewissen Zukunft anheimstellen. Hingegen wußte der Schreiner besseren Rat, wenn einmal etwas Künstlerisches ergriffen werden müsse. Ein junger Vetter von ihm hatte sich in einer entfernteren Stadt als Landkartenstecher ausgebildet und genoß eines

guten Auskommens. Daher erbot sich der Ratgeber, mich aus besonderer Freundschaft in der Nähe dieses Mannes unterzubringen, wo ich dann, wenn wirklich etwas Tüchtiges in mir stäke, es nicht nur bis zum Stechen, sondern zum Selbstentwerfen der Landkarten bringen könne. Dies wäre dann ein feiner, ehrenvoller und zugleich ein nützlicher und in das große Leben passender Beruf.

Mit vermehrten Sorgen und Zweifeln gelangte meine Mutter zum zweiten Gönner, auch einem Freunde ihres Mannes. Derselbe war ein Fabrikant von farbigen und bedruckten Tüchern, welcher sein ursprünglich geringes Geschäft nach und nach erweitert hatte und sich eines wachsenden Wohlstandes erfreute. Er erwiderte den Bericht meiner Mutter folgendermaßen:

„Dieses Ereignis, daß der junge Heinrich, der Sohn unseres unvergesslichen Freundes, sich für eine künstlerische Laufbahn erklärt, und die Nachricht, daß er schon lange sich vorzugsweise mit Stift und Farben beschäftigt, kommt sehr erfreulich einer Idee entgegen, die ich schon einige Zeit hege. Es entspricht ganz dem Geiste seines wackeren Vaters, daß er seine Neigung einer feineren Tätigkeit zuwendet, zu welcher Talente und ein höherer Schwung erforderlich sind; allein diese Neigung muß auf eine solide und vernünftige Bahn gelenkt werden. Nun ist Euch, werteste Frau und Freundin, die Art meines nicht unbedeutenden Geschäftes bekannt; ich fabriziere bunte Stoffe, und wenn ich einen leidlichen Verdienst erziele, so geschieht es hauptsächlich dadurch, daß ich mit Aufmerksamkeit und Raschheit allezeit die neuesten und gangbarsten Dessins zu bringen und selbst den herrschenden Geschmack durch ganz Neues und Originelles zu überbieten suche. Hierzu sind eigene Zeichner vorhanden, deren Aufgabe es ist, lediglich neue Dessins zu erfinden und, in der behaglichen Stube sitzend, nach Herzenslust Blumen, Sterne, Ranken, Tupfen und Linien durcheinander zu werfen. In meiner Anstalt habe ich drei solcher Leute, denen ich ein lästerliches Geld bezahlen und sie obenhinein noch sehr glimpflich behandeln muß. Sie sind, obgleich sie ziemlich geschickt den Gang des Geschäftes begreifen und verfolgen, doch nur zufällig zu diesem Berufe gekommen und durch keinerlei innere Kraft vorher bestimmt. Was könnte mir nun willkommener sein, als ein junger Mensch, der mit solcher Energie sich für Papier und Farben erklärt, in so frühem Alter, der den ganzen Tag, ohne weitere Anregung, Bäume und Blumengärtchen malt? Wir wollen ihm schon Blumen genug verschaffen, in geordneten Reihen soll er sie auf die Tücher zaubern, unerschöpflich, immer neu; er soll aus der reichen Natur die wunderbarsten und zierlichsten Gebilde zusammensetzen, welche meine Konkurrenten zur Verzweiflung bringen! Kurz, gebt mir Euren Sohn ins Haus! Ich werde ihn bald soweit gebracht haben wie die anderen, und wenn er einige Jahre älter ist, so tun wir ihn nach Paris, wo die Sache ins Große betrieben wird und die **Dessinateurs** der verschiedensten Industriezweige von den Geschäftsleuten auf Händen getragen werden.“

Er führte hierauf meine Mutter in seinem Geschäfte herum und zeigte ihr die bunten Herrlichkeiten und vor allem die kühnen Kompositionen seiner Zeichner. Es leuchtete ihr alles vollkommen ein und erfüllte sie wieder mit Hoffnung. Auch mochte es vielleicht eine Ader verzeihlicher Eitelkeit erwecken, wenn sie sich in einen der bescheidenen Stoffe meiner Erfindung gekleidet dachte.

Der folgende Tag rief sie wieder zur Erfüllung der sonst väterlichen Pflicht auf und führte sie mit neuen Sorgen und Zweifeln auf den Weg. Sie gelangte zu einem dritten Freunde des Vaters, einem Schuster, der im Geruche tiefen Verstandes und eines gewaltigen Politikers streng demokratischer Richtung stand. Nach mißlaunischer Anhörung des Berichtes und des Erfolges der gestrigen Bemühungen brach er barsch los:

„Maler, Landkartenmacher, Blümchenzeichner, Stubensitzer, Herrenknecht! Handlanger der Geldaristokraten, Gehilfe des Luxus und der Verweichlichung, als Landkartenmacher sogar direkter Vorschubleister des bestialischen Kriegswesens! Handwerk, ehrliche und schwere Handarbeit ist uns vonnöten, gute Frau! Wenn Euer Mann, der Baumeister, noch lebte, so würde er den Jungen so gewiß durch schwere Handarbeit ins Leben führen, als zwei mal zwei vier sind! Zudem ist der Junge schon ein bißchen schwächlich und verwöhnt durch eure Weiberwirtschaft; laßt ihn Maurer oder Steinmetz werden, oder besser, gebt ihn mir, so wird er die gehörige Demut und den rechten Stolz eines Mannes aus dem Volke gewinnen, und bis er imstande ist, einen guten Schuh fix und fertig zu arbeiten, soll er gelernt haben, was ein Bürger ist, wenn er anders seinem Vater nachfolgt.“

Die Besucherin ging aber nicht sonderlich erbaut fort und murmelte vor sich her: „Schlag du nur deine hölzernen Zwecken ein, bei mir erreichst du deinen Zweck nicht, Herr Schuster! Bleib nur bei deinen Leisten und warte, bis mein Kind kommt, dir Gesellschaft zu leisten! Draht ist nicht Rat! Wer Pech angreift, besudelt sich!“ Unter solchen höhnischen Bemerkungen, welche sie nachher wiederholte, so oft sie auf diese Unterredung zu sprechen kam, zog sie die Klingel an einem hohen und schönen Hause, welches der Vater einst für einen vornehmen Herrn gebaut hatte. Es war ein feiner und ernster Mann, der in den Staatsgeschäften stand, nicht viele Worte machte, jedoch für uns einige Geneigtheit zeigte und schon mehrmals mit entscheidendem Rat an die Hand gegangen war. Als er vernommen, worum es sich handelte, erwiederte er mit höflich ablehnenden Worten:

„Es tut mir leid, gerade in dieser Angelegenheit nicht dienen zu können! Ich verstehe soviel wie nichts von der Kunst! Nur weiß ich, daß auch für das ausgezeichnete Talent lange Studienjahre und bedeutende Mittel erforderlich sind. Wir haben wohl große Genies, welche sich durch besondere Widerwärtigkeiten endlich emporgeschwungen; allein um zu beurteilen, ob Ihr Sohn hierzu nur die geringsten Hoffnungen bietet, dazu besitzen wir in unserer Stadt

gar keine berechtigte Person! Was hier an Künstlern und dergleichen lebt, ist ziemlich entfernt von dem, was ich mir unter wirklicher Kunst vorstelle, und ich könnte nie raten, einem ähnlichen verfehlten Ziele entgegenzugehen.“ Dann besann er sich eine Weile und fuhr fort: „Betrachten Sie mit Ihrem Sohne die ganze Sache als eine kindische Träumerei; kann er sich entschließen, sich von mir in einer unserer Kanzleien unterbringen zu lassen, so will ich hierzu gern die Hand bieten und ihn im Auge behalten. Ich habe gehört, daß er nicht ohne Talent sei, besonders in schriftlichen Arbeiten. Würde er sich gut halten, so könnte er sich mit der Zeit ebensogut zu einem **Verwaltungsmanne** emporarbeiten, als mancher andere wackere Mann, welcher ebenso von unten angefangen und als armer Schreiberjunge in unsere Kanzlei getreten ist.“

Diese Rede, indem sie meiner Mutter eine ganz neue Aussicht eröffnete, warf sie gänzlich in Ungewißheit zurück. Sie schloß hier ihren beschwerlichen Gang und beschrieb mir in einem großen Briefe sämtlichen Erfolg desselben, jedoch die Vorschläge des Fabrikanten und des Staatsmannes besonders hervorhebend, und ermahnte mich, meinen bestimmten Entschluß noch hinauszuschieben und eher darauf zu denken, auf welche Weise ich am füglichsten im Lande bleiben, mich redlich nähren, ihr selbst eine Stütze des Alters und doch meinen natürlichen Anlagen gerecht werden könne; denn daß sie ja dazu helfen würde, mich gewaltsam zu einem mir widerstreben Lebensberufe zu bestimmen, davon sei keine Rede, da sie hierüber die Grundsätze des Vaters genugsam kenne, und es ihre einzige Aufgabe wäre, annähernd so zu verfahren, wie er getan haben würde.

Dieser Brief war überschrieben „Mein lieber Sohn!“ und das Wort Sohn, das ich zum ersten Male hörte von ihr, rührte mich und schmeichelte mir aufs eindringlichste, daß ich für den übrigen Inhalt sehr empfänglich und dadurch an mir selbst irre und in neue Zweifel gesetzt wurde.

Gottfried Keller

### Aus Anton Dörfliers Töpferroman vom Tausendjährigen Krug

Erde, Wasser und Feuer sind des Töpfers Dreieinigkeit. Mit Urkräften also hat er täglichen Umgang. Und so alt wie die Menschheit ist sein Handwerk. Ein rechter Meister ist sich dessen zu jeder Stunde bewußt, und er wurzelt darum in tieferen Gründen, als mancher Weise sie mit forschendem Geist erreichen mag.

#### 1. Der „Brabanter“

Konrad Heffner zu Ottenreuth im Maintal war solch ein Meister. Aus alten Urkunden war schon vom Großvater zusammengesucht

worden, daß die Heffner vierhundert Jahre zurück in allerlei Gegen-  
den Töpfer und kunstvolle Hafner gewesen sind. Viele Jahre hin-  
durch hatte ein geduldiger Brauner den mit Töpferwaren vollge-  
packten Wagen Meister Konrads mainabwärts von Markt zu Markt  
gezogen. Und mit der Zeit waren statt der kleinen runden Frau, einer  
Holländerin, die auf den Märkten Blumenzwiebeln feilbot, flinke  
Buben im Sitzkorb mitgefahren; alle drei künstlerisch reich begabt,  
vom losen Treiben der Märkte mit ihren Buden und Schaustellun-  
gen leicht verlockt, unruhigen Blutes, so daß sie auf ihrer Wander-  
schaft draußen in der Welt geblieben waren und nicht ins stille  
Maindorf zurückgefunden hatten.

Seitdem stand der Braune oft im Stall; und es dauerte nicht selten  
über Gebühr, bis der Vater sich richtig zur Arbeit zu sammeln ver-  
mochte. Wie oft lief die Töpferscheibe aus, und er hatte den Ton-  
ballen noch nicht einmal angefaßt! Erneut mußte er antreten; und  
dann war ihm oft, als müßte er dem Wilhelm wieder zeigen, wie  
man die Füße nur leicht aus dem Schweben niederzutreten hätte.  
Ja, Schweben und Träumen war diesem stets ein und dasselbe  
gewesen! War schließlich der Ballen dann in die Mitte geworfen  
und lief er dort ruhig, daß der Boden gelegt werden konnte für den  
werdenden Krug, so sah er plötzlich Christoph neben sich stehen,  
der von Jugend an so seltsam-kühne Entwürfe zu zeichnen vermocht  
hatte, und dieser schien sich vor Trotz in die Lippen zu beißen, weil  
es dem Vater noch besser gelang, einen Druck zu berechnen oder  
die Wand zwischen den Zeigefingern hochlaufen zu lassen. Der  
Jüngste, der Heiner, hatte sich keineswegs unbeholfen gezeigt, nur  
mußte man ihn zur Arbeit antreiben, sonst wäre er nie aus der Träu-  
merei in den Werktag gesprungen. An der Scheibe saß er ungern;  
seine Lust war das freie Formen aus der Hand; mit Schalen und Scha-  
tullen wollte er sich nicht begnügen; Pferde mußten es zum min-  
desten sein und Hirsche; die Köpfe daran waren dem Vater nie  
recht; jetzt aber verwahrte der einsame Alte so ein plumpes und doch  
putziges Füllen auf den zu zarten, hohen Beinen, wie ein Heiligtum  
in seinem Glaskasten.

Den einzigen vertrauteren Umgang hatte der früher so weltfrohe  
Töpfer in dieser Zeit nur mit seinem Nachbarn, einem Schneider-  
meister, der im Ort durch seinen seltenen Vornamen und die Fülle  
der von ihm gebrauchten oder vielfach auch neu geprägten Sprich-  
wörter bekannt war. Oft saßen die beiden am Sonntagnachmittag  
in der guten Stube vor dem großen Brabanter Glasschrank,  
den die Frau aus Holland mit in die Ehe gebracht hatte. Dicht  
beisammen standen darin Krüge, Schalen, Töpfe, mehrarmige  
Leuchter, mit buntglasierten Blumen übersät, Tassen aller Formen und  
Farben; Krüge gab es darunter von den schlichtesten bis zu den über-  
ladensten, Nutzgeschirr und Tafelschmuck; lichtblaue Flötenvasen,  
Sparbüchsen, Weihwassernäpfe, Bodenfliesen mit Zirkelschlägen und

Punktreihen; Ofenkacheln mit biblischen Figuren von zarter Lieblichkeit fanden sich neben halbverwitterten Dachziegeln und Firsten mit plumpen Fabelfratzen darauf.

Es wurde dunkler und dunkler im Zimmer, dessen grüne Wände davon förmlich zurückwichen; aus dem wuchtigen „Brabanter“ aber leuchtete es weiter, verhaltener zwar, doch immer noch so, als kämen ihm Schein und Abglanz aus einer anderen Welt. Da deutete der



J. Amman

*Der Töpfer* (16. Jahrh.)

Gast nach dem unteren Kastenteil, der durch vorgewölbte Türen verschlossen war, und fragte, ob da wohl auch noch Geschirr stünde. Konrad Heffner sah den Freund erst eine Weile groß und starr an; aber zuletzt begann er zu lächeln wie einer, der jeden Widerstand aufgibt, und holte aus dem unteren Fach des „Brabanters“ einen riesigen Krug aus bräunlich-schwarzem Ton hervor, eine Art vorgesichtlicher Urne, bauchig und birnförmig, mit eingezogenem Hals.

„Dieser Krug ist ein tausendjähriger, mußt wissen! Soweit wir Heffner zurückgehn, habens den schon mitg'schleppt. Er ist unser Hausgott sozusagen. Ich hab' nie davon geredt. Das mußt mir

zugeben, Dionys. Bist selber drauf kommen. Du gehörst jetzt zu uns. Schau, wer den Aschenkrug da von uns Heffnern g'fund'n hat, das weiß man heut freilich nimmer. Die Asche ist auch fort. Aber es steht doch fest, daß ihn ein Töpfer gemacht hat. Seine Hände waren da dran, und seine Gedanken sind drum herumgelaufen. Es hat bis zu ihm zurück immer Leut gegeben, wie mein Vater und der Vaters vater g'wesen sind, Leut wie mich und mein Christoph einmal! An so was muß man sich halten wie der Schmetterling ans Licht; ja wohl, bis man auch dran verbrennt. An diesem Geheimnis hab' ich meine Buben großgezogen. Schau, wenn sie den Herrgott zum ersten Mal hab'n empfangen dürfen, hab' ich einen um den andern da hergeführt, wo du jetzt stehst, Dionys. Und dann hat mir der Bub' in die Hand schwören müssen, daß er schweigt zu jedem Menschen von dem Kruggeheimnis. Auch von meinen Dreien wird nur der heimkommen, der sein Geheimnis net verraten hat. Es könnt' höchstens sein, daß einer noch ein größeres findt!

Mein Vater selig hat immer g'sagt: „Ein Mensch, der nix hat, von dem er gar nie spricht, der is so, daß keine Glasur an ihm halten kann.“

Der sonst so gesprächige Schneider war keines Wortes mächtig; er legte seine Hände in die des Freundes, als hätte auch er schwören müssen, und lief zu seinem Hause hinüber wie ein erschüttertes Kind.

## 2. Ein weiblicher Lehrling im Töpferhaus

Beim Schneidermeister war Besuch aus der Stadt angekommen. Ein junges und recht frisches Mädel lachte über die aus vollen Schleusen strömenden Sprüche des Großonkels. Hedi wußte bisher noch nicht recht, für welchen Beruf sie sich entscheiden sollte. In der Schule war ihre zeichnerische Begabung aufgefallen; zuletzt hatte sie in der Stadt angefangen, Blüten aus Bast und Wolle herzustellen, und seitdem wohl daran gedacht, Gärtnerin zu werden. Nun war Kirchweih in Ottenreuth, und Hedi sollte auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter sich noch einmal was gönnen und auch über das Fest bleiben, wenn es dem Dionys nicht zu viel würde.

Als dieser das erste Mal mit ihr im gelben Töpferhaus erschien, um sie nachbarlich vorzustellen, konnte sie ein reich versehenes Lager bestaunen, ehe noch die Kirchweihkäufer ausgesucht hatten. Auf Lattengestellen erklimm'd das bunte Volk der Kannen, Terrinen, Kuchenplatten, Bratpfannen beinah die Decke des Raumes; es gab bald keine Farbe, die hier nicht erglänzte. Von überall her winkten dem Betrachter förmlich die Spuren formender Töpferhände; schön müsse es sein, so etwas fertigzubringen, entrang es sich Hedi, die zwischen all dem andrängenden Gewerk schlank und schmal geworden war wie ein Madönnchen; und sie suchte dabei den Blick des alten

Töpfers auszuhalten wie einen Segen. Dessen Schaffensfreude war wieder erwacht, seitdem Heiner, der Jüngste, zurückgekehrt war, wenn auch wohl nicht in der Absicht, dauernd zu bleiben; aber sie hatten beide in diesen Wochen um die Wette gearbeitet. Im kleinen Anbau war — nach des Nachbarn Wort — die „Menagerie“ zu besichtigen.

Da stand man inmitten der lustigen Scharen von Hunden, Katzen, Afflein, Rehen, Hasen und Füllen. Schließlich mußte sich Hedi aus den Erzeugnissen beider Töpfer Kirchweihgeschenke wählen. Im Hauptraum nahm sie sich nach kurzem Besinnen einen Leuchter, der hinter seiner Kerze, wie eine Blendlaterne, einen wahren Ritterschild stehen hatte, der überaus fein silberbläulich schimmerte; unter Heiners Arbeiten suchte sie viel länger und konnte sich schwer zwischen einem Pferdchen und einem Reh entscheiden, dessen vertrauensvoll äugender Kopf geradezu nach behütender Liebe zu verlangen schien. Heiner hatte schon vorgeschlagen, ruhig beide Stücke mitzunehmen; aber sie bestand darauf, wer ein rechter Mensch werden wolle, müßte sich zu allererst im Entscheiden üben. „Ein Pferd schlägt sich wohl allein durch“, sagte sie endlich und streichelte das Tontierchen ermunternd, „aber dich, mein Rehle, schießt der Jäger, wenn ich dich nicht zu mir nehme.“

Der Besuch im Schneiderhaus blieb länger, als zunächst beabsichtigt war. Den größten Teil ihrer Zeit verbrachte Hedi in der Töpferei. Sie wollte ganz nebenbei sehen, wie hier die Dinge wuchsen und wurden. Da war das Wunder bald gar nicht mehr so groß, als sie eines Morgens einen Töpferschurz umgebunden bekam.

Konrad Heffner nahm es mit der Unterweisung des neuen Lehrlings ernst. Das Wesen und die Gewinnung der Tone wurden Hedi ebenso gründlich erläutert und gezeigt, wie etwa das Trocknen und Brennen. Bald hatte sie ein ganzes Heft vollgeschrieben mit Grundregeln, Berechnungen und Winken. Daneben wurde aber auch in der Hand- und Fußfertigkeit nichts versäumt. Das Zerkleinern des Tons, die Schlämmprobe, die Prüfung auf den Gehalt an Kalk, der Gipsguß und das Tonnetzen — alles wollte gelernt sein, gar nicht zu reden von der Arbeit an der Scheibe. Nur so, in gründlichem Dienst, sagte der Heffner immer, könnte man hoffen, das eigentliche Töpfergefühl in die Hände zu bekommen! Hedis Tag war ausgefüllt: aber weder Lust noch Eifer minderten sich; mit Freuden beobachtete sie, wie der alte Meister die verschiedenen Oxyde, den Dörentruper Sand, die Mennige, Pottasche und den Salpeter gebrauchte oder, nach einem altitalienischen Versatz, ein Neapelgelb schmolz, alles mit einem Ernst, als gelte es insgeheim Gold zu gewinnen.

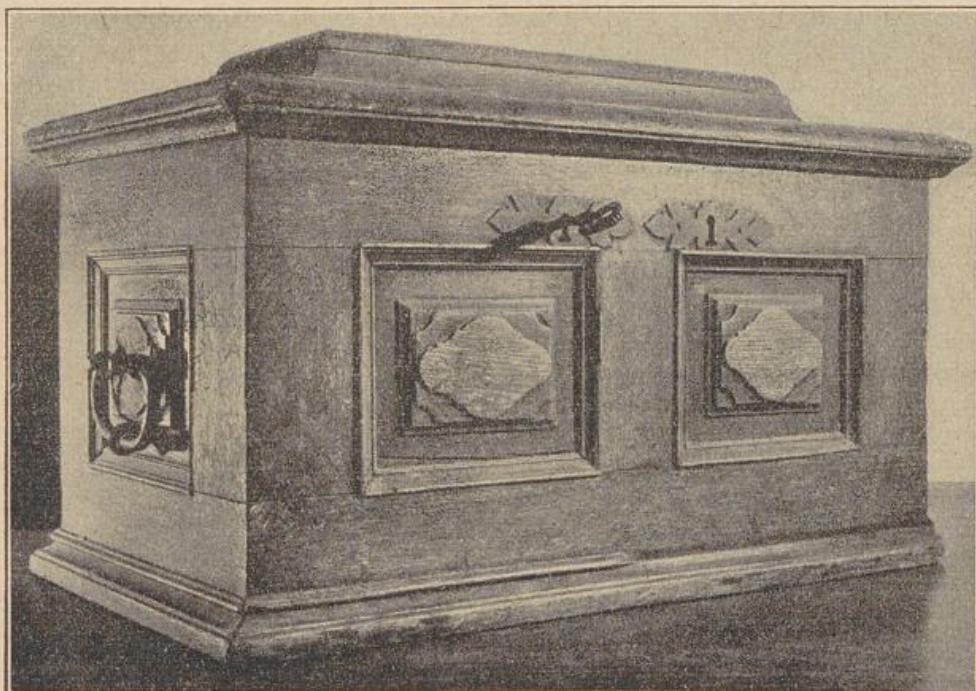
Ursprünglich hatte sie nur das Allernotwendigste lernen wollen. Nachdem sie aber jetzt zur Genüge gesehen und gefühlt hatte, daß

ein ebenso ehrlich wie vollkommen gekonntes Handwerk dem Menschen nicht nur ein anderes Gewicht und Urteil in allen Fragen des Lebens gibt, sondern auch seelisch ihn mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft: Da war sie unweigerlich gesonnen zu erreichen, was irgend in ihrer Kraft stünde, um ein ganzer Töpfer zu werden.

## Vom Glück des Schneiders

Rede des Schneidermeisters Jacob Oesterlin  
bei der Einweihung der neuen Zunftlade (1820)

Fast alle Zünfte sprechen den Weltenschöpfer als ihren Urheber an; es wäre also nicht viel damit gesagt, wenn ich ihn als den ersten Schneider feiern wollte. Immerhin ist zu bedenken, daß der liebe Gott eigentlich nur den Verstand zum Erfinden befähigt hat, ohne selbst ihm im einzelnen zuvorzueilen; von diesem Gesichtspunkt aus muß man freilich den Schneider loben, der den Wink verstanden und den ersten Rock vom Ziegenfell bis zum künstlichen Galarock



Zunftlade (*aus dem Märkischen Museum, Berlin*)

veredelt hat; noch kein irdischer Baumeister hat einen besseren Weltbau errichtet als der erste ist, kein Astronom einen neuen Fixstern angezündet! Doch ich will gar nicht von dem hohen Rang des Schneiders sprechen, ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, sondern von seinem besonders glücklichen Leben, verglichen mit dem seiner irdischen Brüder, die wie er im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen.

Ist es nicht ein besonderes Glück, daß der Jünger unserer Kunst fast ruhend, wie die Glücklichen des goldenen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen, ohne einen Beinbruch oder sonst einen Leibesschaden zu riskieren, seine Arbeit verrichten kann, noch dazu im häuslichen Zimmer? Sozusagen im Schoß seiner Familie ißt und verdient er sein Brot und genießt noch lange nach der Mahlzeit die nährenden Dünfte mit Wohlbehagen, wie man den verklingenden Tönen eines Glockenspiels lauscht. Durch den beständigen Anblick der Kinder wird er zu unverdrossenem Fleiß angefeuert, wie einst

die alten Germanen in der Schlacht durch den Anblick ihrer Frauen und Kinder zu immer erneuter Tapferkeit.

Doch läßt uns nicht vergessen, daß aller Lebensgenuss ohne ein gewisses Gefühl einer Wichtigkeit nur ein schales Glück ist; und wer hätte zu diesem Gefühl ein größeres Recht als unser Zunftgenosse? Ihm front willig die ganze Natur. Für seine Schere und Nadel reifen die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollstaude; ihm liefert von Andalusiens Hügeln, von Tibets Alpen und Amerikas Gebirgen das Schaf seine Wolle; für ihn spinnt in Frankreich und Italien und China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten tausend Hände des Landmanns, des Scherers, des Webers, des Färbers. Er zerschneidet mit kühner Schere im Nu, was andere mit sorglicher Hand verbunden haben,



Schneiderwappen (Sammelbrett der Lübecker Schneiderzunft):  
„Wer diß brett wil meiden,  
Der mag auf unsren Gelagk bleiben.“

setzt es mit künstlicher Nadel in neuen Verbindungen zusammen, gestaltet das Formlose, näht schöpferisch Kinder zu Knaben, Greise zu Jünglingen, Weise zu Gecken um, verschleiert die Häßlichkeit, macht wie das Schicksal selbst Brautgewänder und Totenkleider mit dem nämlichen Werkzeug, verleiht Uniformen und Ordensbänder, ist immer neu und unerschöpflich, denn er schwebt auf der Höhe der jeweils neusten Mode.

Er sieht, wohin er sich wendet, die Gestalten, die er erschuf. In Palästen, auf den Theatern erkennt man seinen Wert. Wer darf ungestraft die Hand an die Person des Königs legen? Wer darf die Mächtigen messen mit kühnem Blick und Maß? Der Schneider! Darum sitzt er auch, seines Wertes bewußt, nicht wie ein gewöhnlicher Sterblicher, sondern wie die Sultane des Orients mit über-einandergeschlagenen Beinen, in seinem Stande noch souveräner als sie. Denn alle Schneider kleiden sich selber — aber wenige Sultane beherrschen sich selbst.

Joh. Peter Hebel

## Mein Schuster

Von Zeit zu Zeit taucht mein Schuster seine Hand in den Wasserzuber und versucht, mit den Fingerspitzen festzustellen, ob das Leder schon so geschmeidig geworden ist, wie er es haben will. Es handelt sich für dieses Hautstück jetzt nicht mehr darum, die Hülle einer Ochsen-schulter zu sein; man muß es dahin bringen, daß es fähig wird, den Fußsohlen eines Menschen zu Hilfe zu kommen und sie zu verstärken. Und das geschieht, indem man Gesetzen gehorcht, die mein Schuster kennt und denen er gehorcht. Er gehorcht ihnen nicht nur, sondern er paßt seinen Gehorsam diesen Gesetzen so eng wie möglich an; denn je näher er ihnen ist, desto stärker wird er.

Wenn er fühlt, daß es soweit ist, zieht er das Stück L e d e r heraus und klopft es auf seinem Stein mit dem dicken, abgeplatteten Kopf seines Hammers. Ohne das würde das Leder steif und spröde bleiben und könnte nicht dazu dienen, die Fußsohlen des Menschen zu verstärken. In einem Fuß stecken mehr als 245 kleine Knochen, und damit nichts als ein Schritt getan wird, spielen diese 245 kleinen Knochen zusammen mit den Muskeln ein seltsames Spiel von Verbindung der einen durch Zusammenhang mit den andern. Man macht tausendzweihundert Schritt je Kilometer, und Mathieu Bourgue, der eben die Schuhe bestellt hat, für die der Schuster die Sohlen klopft, macht gut seine 20 Kilometer am Tag, sei es, daß er sein großes Ackerstück pflügt, sei es, daß er die Herde treibt, sei es, daß er von seinem Hof, von wo allein schon sieben Kilometer bis nach hier sind, in die Stadt kommt. Die leiseste Störung in dem Spiel der ungefähr 245 Knochen verursacht einen Schmerz, der sich wie oft wiederholt? Rechnet es euch aus, all die Kilometer lang, die Mathieu täglich machen muß! Nun, er wird nicht allzuviel Nachsicht haben mit schlechtgemachter Arbeit, und wiederkommen und sich ein Paar Schuhe machen lassen, wird er bestimmt nicht. Er wird es mit einem anderen Handwerker versuchen, um herauszubekommen, ob jener andere nicht besser als der erste den Gesetzen gehorcht, denen man

gehorchen muß, wenn man richtige Schuhe machen will. Nun, da man einmal Schuster ist, und da dank dieser Tatsache die Familie zu essen hat, ist es schon das beste, man gehorcht jenen Gesetzen pünktlich mit Finger und Auge; und zwar um so mehr, als man schließlich auch seine Eigenliebe hat. Inzwischen klopft er das Leder, und dazu hat er sich einen besonderen Rhythmus ausgesucht, der so persönlich ist, daß man beim Hören an der anderen Seite des Platzes genau weiß, daß er es ist, der das Leder klopft und nicht sein Geselle. Der Geselle klopft mit drei kleinen kurzen Schlägen und zwei großen, langsamem, sehr nachdrücklichen Schlägen; er aber klopft mit vier, fünf, sechs, sieben großen, langsamem, sehr nachdrücklichen Schlägen, drei kleinen kurzen, wie um wieder einen Anlauf zu nehmen, und danach wieder mit einem, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben großen Schlägen, wobei man spürt, daß er gleichzeitig das Leder nach allen Seiten dreht und wendet.

Ich will mir alle Bewegungen und Handgriffe des Handwerkers gegenwärtigen, hintereinander, selbst die kleinsten, und sie alle aufschreiben, ohne Phrasen zu machen, auch wenn das vielleicht langweilig wirkt; wenn das nicht schön ist, wie mir gesagt worden ist, so bin ich eben nicht auf eure Art Schönheit erpicht. Ich versuche, so genau wie möglich die Folgen der Bemühungen des Handwerkers im automatischen Gebrauch auszudrücken, den er vom Naturgesetz macht, um sich so genau wie möglich dem Naturgesetz anzupassen und so die Materie umzuformen. Das ist das Schöne, zu dem ich gelangen möchte. Jetzt legt er den Hammer auf den Werktisch, nimmt die Ahle, nimmt das Papiermuster. (Er hat Mathieu Bourgue gesagt, er soll seinen Fuß in der Socke auf eine flach auf die Erde gebreitete Zeitung stellen, und dann hat er den Umriß mit dem Bleistift nachgezogen. Er hat gesagt: „Tritt fest auf; dein Fuß muß sich ausdehnen; was hast du denn da?“ — „Faß nicht dran, Mensch, das ist eine Knochengeschwulst, das sticht wie Feuer.“ Er hat gesagt: „Ich werde schon aufpassen.“ Das nennt er Maßnehmen.) Er legt sein Maß auf das Leder. Mit der Spitze der Ahle zeichnet er es nach. Er nimmt das Zuschneidemesser, den Schleifstein; er wetzt; er stemmt das Leder gegen die Brust. Er schneidet die Sohle aus (genau und nicht allzu genau: genau, um kein Leder zu verschwenden; nicht allzu genau, denn wenn er zuviel abschneidet, ist es für die Katz). Nun ist sie ausgeschnitten; er sieht sie sich an, biegt sie zusammen und wieder auseinander, prüft ihre Geschmeidigkeit, legt sie auf den Werktisch und richtet sich auf.

Er geht nach der Werkstattwand. Er sucht unter den Holzformen, die in einer Reihe der Größe nach geordnet an Nägeln hängen. Vierundvierzig. Mathieu Bourgues Fuß aus Holz? Nicht ganz Mathieus Fuß. Er kann schließlich nicht die genaue Form von Mathieus Fuß haben. Das geht nur von Nummer zu Nummer. Knochengeschwülste sind nicht berücksichtigt. Auch nicht die besondere Art, die Mathieu hat, beim Gehen den Fuß ein bißchen nach

innen zu drehen. (Man muß ihn eben beim Gehen beobachtet haben, damit man weiß, daß er es tut, und daß er sich wohlfühlt, wenn er es tut. Wenn etwas ihn hindert, es zu tun, würde er sich unbehaglich fühlen.) Die Holzform ist eine Nummer; sie gilt für die Größe, aber sie gilt nicht für alles, was den persönlichen Fuß von Mathieu und seine besonderen Angewohnheiten ausmacht. Es kommt jetzt also darauf an, die Form auf diese Dinge abzustimmen; denn das ist sehr wichtig; darauf beruht alle Handwerkskunst. Ohne das wäre es nicht der Mühe wert, daß es ein Handwerk gäbe, das es sich angelegen sein läßt, in diesem Sinn vollkommene Dinge zu machen. Auf jeden Fall so vollkommen, wie man kann.

Dann setzt er sich auf seinen Schemel. Er hält den Holzleisten in den Händen. (Der berühmte Bildhauer Rodin pflegte zu sagen, daß Schuhmachen ein Bildhauerwerk sei; bei gewissen alten Schustern habe er gemerkt, daß das Handwerk ihnen Wonnen gewährte, die genau die Wonnen des Bildhauers seien.) Er sammelt die Lederreste auf, die rings um seinen Schemel liegen. Er sieht sich den Leisten an. Halt, da hat er seine Schwieger, der Mathieu Bourgue. Wenn man das



M. Liebermann

*Schusterwerkstatt* (1881)

Papiermuster zu Rate zieht, sitzt sie genau da. Er nagelt ein Stück Leder auf die Form, dann noch eins und dann noch eins, bis es drei sind. Das macht die Dicke. Man muß dieser Schwiele Form geben. Er nimmt sein Zuschneidemesser und bildhauert tatsächlich eine Weile an dem Leder herum; er schneidet weg, was zuviel ist, er rundet ab, er gleicht aus, und da hat die Holzform nun ihre Schwiele an der gleichen Stelle und in der gleichen Dicke — ungefähr wenigstens — wie Mathieus Fuß. Er legt den Leisten neben dem Schemel hin.

Nun gesellt sich seine Arbeit einer Arbeit, die er gestern abend gemacht hat. Da hatte er eine große, geschmeidige Haut, die unzerstückte Haut eines Kalbes, auf dem „Brett“ ausgebreitet, sich dazu sein Notizbuch vorgenommen, in dem die Maße eingeschrieben stehen, und gerechnet. Dann hatte er quer über die Artikel einer Zeitung zuerst einen Halbmond und dann eine Art Pyramidenstumpf gezeichnet. Er hatte mit der Schere die beiden Figuren ausgeschnitten quer durch den Bericht über einen Bombenangriff auf die nächste Stadt. All dies ist jetzt, aus Papier wohlgemerkt, der *Schaft* von Mathieus Schuh. Gestern abend hat er das Papiermuster auf die Holzform gepaßt und gesehen, daß es ging. Dann hat er das Papier auf die Haut gelegt, den Umriß des Musters mit der Spitze des Zuschneidemessers nachgezogen, dann das geschmeidige Leder sorgfältig zugeschnitten, wobei er berücksichtigt hat, daß beim Schneiden geschmeidigen Materials dieses sich überall an der Schnittkante etwas zusammenzieht; also hat er ein bißchen größer als seine Vorzeichnung ausgeschnitten.

Jetzt langt er sich sein Zwirnknäuel her. Erwickelt davon sieben Enden von der Länge seiner ausgebreiteten Arme ab. Mit der flachen Hand rollt er sie auf dem Knie zusammen. Er nimmt sein Stück Pech. Er picht die Fäden der Länge nach ein, klebt sie zusammen und macht auf diese Weise den Schusternähzwirn, den man *Pechdraht* nennt; er zwirbelt die beiden Enden dünn wie bei einem Schnurrbart undwickelt sie dann um zwei Schweinsborsten.

Darauf setzt er den Halbmond und den Pyramidenstumpf zusammen, d. h. in Gedanken, indem er sie aneinanderhält, dreht, auseinandernimmt; gleichzeitig rechnet er und überlegt sich die Sache. Im Grunde ist, was er jetzt macht, die Verwandlung der ebenen Flächen, die er vor sich hat, in einen Körper. Das ist bereits eine feine Sache. Aber weit schöner noch ist, daß dieser Körper genau Mathieus Fuß aufnehmen können muß. Das heißt, daß der Schuh die Form von Mathieu Bourgues Fuß oder vielmehr die Form der Luft um den Fuß haben muß, daß er einerseits stützt, kräftig schützt, also daß er harte Formen hat; und gleichzeitig muß er sozusagen seine „luftige

Eigenschaft" haben, das heißt, daß er so natürlich der umhüllende Stoff des Fußes ist, daß man überhaupt nicht mehr daran denkt. . .

Das muß sich natürlich, geometrisch gesprochen, lösen lassen, indem man von jedem Punkt des Fußes, der die inneren Wände des Schuhs berühren soll, ausgeht und dann das jedes Mal berechnet; z. B. bei der Ferse: man schlägt einen Kreis mit dem Mittelpunkt O und dem Radius  $r$ . Dann zeichnet man einen konzentrischen Kreis mit dem Radius . . . hinein, und genau so verfährt man dann bei dem Parallelogramm der Fußsohle und dem Dreieck der Zehen; aber weder ist die Ferse ein reiner Kreis, noch die Fußsohle ein reines Parallelogramm . . .; jedoch das macht nichts; es gibt Abwandlungen der Formen, die ebenfalls ihre Regeln haben; man würde schon zum Ziel kommen. Aber dann hätte man lediglich die Bekleidung für einen Fuß in Ruhestellung und keineswegs das, woran mein Schuster jetzt denkt; nämlich die Bekleidung eines Fußes, der auch durch die Wiesen geht, danach die Furchen entlang, und um dann heim zu seinem Hof zu gelangen, nimmt er einen der verdammten Wege mit den Feuersteinknollen, wo alles drunter und drüber geht. Ja, nun müßte also die Physik eingeschaltet werden, die Gesetze von Hebel und Rolle; und man müßte aufpassen, daß man sich bei keiner Berechnung irrt, denn eine Drei an Stelle einer Vier oder ein schlechtgesetztes Komma würde einen Schmerz in Mathieu Bourgues Schwiele bedeuten, der sich Tausende von Malen je Kilometer wiederholte. All diese Berechnungen nähmen auch beträchtliche Zeit in Anspruch; so geht das nicht; es gibt da keine allgemeingültigen geometrischen Regeln; es ist vielmehr ein Ineinanderspielen von besonderen, im Grunde individuellen Regeln; das sind Fälle, wo die Technik weniger gut zum Ziel führt als die Einigung, das Fingerspitzengefühl — — —.

Ihr werdet sagen, ich vergleiche die kleinen Dinge mit den großen. Aber ich habe zwanzig Jahre meines Lebens — und die strahlendsten Jahre — damit hingebracht, liebevoll zuzusehen, wie Hände und Geist meines Vaters die Arbeit vollbrachten, die ich hier beschreibe. Es gibt weder kleine noch große Dinge; es gibt nichts als den menschlichen Kräfteeinsatz und eine unendliche Fülle von in jedem Einzelfall gelösten Aufgaben; dabei ist das Ergebnis klein oder groß, je nach dem Werte des Menschen, der sie erwählt und löst.

Mein Schuster mit dem roten Käppchen hat im voraus gesehen, wie sich die Lederflächen in einen richtigen Körper verwandeln werden; und das ist geschehen, indem er so mit den Händen an dem Leder herumgefingert hat; während sich sein Geist mit der Lösung der Aufgabe beschäftigt, hat er sich, unbewußt auf einem Höhepunkt des Menschseins empfunden.

Nunmehr langt er sich ein Etwas, das man Handleder nennt; es sieht fast so aus, wie der Kamphandschuh der römischen Gladiatoren. Es schützt den Handteller; denn damit muß er die Ahle eindrücken. Um das Handleder wickelt er nun den Pechdraht und streckt dabei den Arm, um jedes Stück tüchtig festzuziehen; so legt ein Schuster seine Rüstung an. Jetzt nimmt er die Holzzange. Den Halbmond und den Pyramidenstumpf, von denen er jetzt genau weiß, wie sie zusammengehören, bringt er zwischen die Kiefer der Zange und preßt sie mit seinen Knien zusammen. Er nimmt die Ahle und stemmt ihr Ende gegen das Handleder, er stößt und bohrt das erste Loch. Er nimmt die feine Spitze des durch die Schweinsborsten versteiften Pechdrahtes in den Mund. Er zieht die Ahle heraus und führt von rechts nach links die eine Schweinsborste durch die frische Öffnung, dann die andere am anderen Ende des Pechdrahtes, wobei sich die Fäden kreuzen. Er wickelt den Pechdraht um das Handleder und zerrt daran, indem er die Arme auseinanderbreitet; und auf diese Weise macht er den ersten Stich. Und so langsam zwar, aber in einem Rhythmus, der nach und nach schneller wird, nimmt er, stemmt er, stößt er, bohrt er, führt er die sich kreuzenden Schweinsborsten und breitet die Arme aus, wenn er den Stich festzerrt. Schaut man ihm aus einiger Entfernung zu, möchte man sagen, er sei ein riesiger schwerer Vogel, der mit großen, langsamen Flügelschlägen über einer Beute flöge, ein Zaubervogel, der Vogel Rock irgendeines arabischen Märchens.

Ich jedenfalls hatte diesen Eindruck, wenn mein Vater nähte. Es entstand in diesem Augenblick immer eine große Stille. Denn diese Arbeit macht keinen Lärm. Mein Vater sprach nicht, da er das Ende des Pechdrahtes mit der Schweinsborste zwischen den Lippen hatte, und ich selbst, der ich das Gefühl hatte, daß es sich verbiete, mit ihm zu sprechen, da er ja nicht antworten konnte, wie mit einem Mann, der sich anschickt, Zauberkräfte walten zu lassen: ich sah große Flügel um ihn gebreitet. Welche Freude schuf der Gedanke, daß der da mein Vater sei!

Nachdem der Halbmond an den Pyramidenstumpf genäht ist, nimmt der Schuster den Holzleisten, dann die Sohle, die er zu Anfang zugeschnitten hat. Er sieht nach, ob die Schwiele auch gut in die kleine Dolle paßt, die ihr an der Sohle entspricht. Beides stimmt gut überein. Dann nagelt er die Sohle auf die Fußsohle des Leistens, und zwar mit zwei Nägeln, die man freie Nägel nennt. Sie werden nur ganz leicht eingeschlagen, sie dienen einzig zum Halten, nicht zum Nageln. Während der ersten Augenblicke des Aufbaus müssen diese beiden Nägel da sein wie die Finger einer Hand; und wenn der Schuster drei Hände hätte, würde er jene Nägel nicht einschlagen; aber so schlägt er sie eben ein, doch auf eine bestimmte Art, damit

sie in dem Augenblick, da sie nicht mehr nötig sind, ganz von selbst loslassen, gerade wie es die Finger einer Hand tun würden, die ihre Rolle ausgespielt haben.

Mein Vater war da auf eine besondere Methode gekommen. Er ersetzte sie durch Streichholzenden. Ich erinnere mich, daß eines Tages sein Lehrling (das war eigentlich gar kein richtiger Handwerker) ihn fragte, weshalb er das tue. Und er hat darauf geantwortet (dieser Handwerker, der eigentlich keiner war, hieß Pankratz, und mein Vater pflegte von ihm zu sagen: „Er hat nicht mehr Anlage zum Schuster als ich zum Papst!“): „Weißt du, wie man einen Nagel einschlagen kann, ohne ein Loch zu machen?“ — „Nein“, sagte Pankratz. — „Wenn du einen freien Nagel rausziehst, was bleibt dann?“ — „Natürlich ein Loch“, sagte Pankratz. „Und wozu“, fragte mein Vater, „wird deiner Meinung nach nun eigentlich ein Schuh gemacht?“ — „Ja, ja“, sagte Pankratz, „aber ...“ — Weiter brachte er nichts heraus. „Wenn du nicht weißt, wozu er da ist, wie willst du ihn dann machen? Meinst du“, fuhr mein Vater fort, „daß es eine feine Sache ist, wenn der Schuh ein Loch in der Sohle hat?“ — „Nein“, sagte Pankratz, „aber es ist doch nur ein ganz kleines Loch.“ — „Du kannst soviel ‚ganz‘ und soviel ‚klein‘ sagen, wie du willst; Loch bleibt Loch.“ — „Aber“, sagte Pankratz, „es ist doch unter der Sohle, da sieht man es doch nicht.“ — „Ich weiß, daß es da ist“, sagte mein Vater, „ich kann alle Welt hinters Licht führen, natürlich, aber mich, wer kann mich hinters Licht führen? Jeder ist der Sohn seiner Werke.“ Er sah mich mit dem schönen, grauen, unbeweglichen und schweren Blick an, bei dem mir jedesmal der Atem stockte, und ich hörte angespannt zu, denn ich spürte, daß er jetzt für mich sprach und nicht für den Lehrling, der eigentlich keiner war: „Den größten Teil seiner Zeit“, sagte er, „verbringt man mit sich selber. Man muß dafür sorgen, daß das immer eine angenehme Gesellschaft ist.“

Jean Giono

(Aus dem Französischen übersetzt von Hety Benninghoff und Ernst Sander, 1949)

## Vom Ursprung und von der Lust des Sattlers

Wer jemals mit liebenden Blicken durch ländliche Gegenden gereist ist, ist sich bewußt, daß die Bauernhöfe meist schon Jahrhunderte hindurch an derselben Stätte liegen. Die Gesetze mögen sich schon oft geändert, das landesübliche Geld in Stein, Bronze, Kupfer, Nickel, Papier die verschiedensten Formen angenommen haben, Reiche

triumphiert und untergegangen sein, doch die Stätte, wo das Haus des Menschen, der dies Feld bebaut, stehen muß, hat sich nicht geändert. Auch die Wege finden nahezu immer ihre alten Spuren. Auch das scheint ein Gesetz zu sein: wenn es sich als notwendig erweist, daß der Sattler den, der mit Pferden arbeitet, mit Geschirr versorgt, wird die Sattlerei von selbst ihren Platz an der Wegkreuzung finden, wo sie jetzt ist, weil das der Ort ist, der nicht allzu weit von all diesen verstreuten Höfen entfernt liegt. Dort kann der Handwerker am leichtesten auf Aufträge rechnen und seine Familie am besten ernähren.

Zunächst hat er wohl angefangen wie alle Ansiedler, die Arbeit auf den Feldern zu verrichten; aber sein Geschmack, eine besondere Geschicklichkeit seiner Hände trieben ihn mehr zur Lederarbeit; sie lockte ihn in stärkerem Maße. Aber er sagt sich: „Heute muß ich pflügen oder säen oder mähen, damit wir auch zu essen haben.“ Freilich seine Leidenschaft ist und bleibt das Lederzeug. Er macht es gut; sein Geschirr paßt den Pferden wie angegossen. Und bald sagen die Nachbarn zu ihm: „Laß doch die Feldarbeit liegen und mach uns Geschirre, das erleichtert uns die Arbeit; wir brauchen dann keine Zeit mehr daranzusetzen, zumal wir es schlechter machen, da uns die Arbeit daran keine Freude bereitet. Wir mögen lieber pflügen, säen und mähen. Wir wollen dir auch alles geben, was du und deine Familie zum Unterhalt brauchen.“ Gern willigt er ein; an diesem Punkt trifft seine persönliche Befriedigung mit dem Gemeinwohl zusammen. So wird er Sattler von Beruf, und seine Werkstatt hat ihre Stätte an der Wegkreuzung, wo sie noch heute ist, an der Wegkreuzung, von wo aus man leicht alle Bauernhöfe der Umgegend erreichen kann.

Und nun kann der Sattler seiner Leidenschaft folgen. Wenn er die Kummetpolster eines Pferdegeschirrs mit Roßhaaren füllt, denkt er nur an Pferdehälse, an die Haut, die unter dem glänzenden Haarkleid bebt. Er sieht das Tier über die Landstraße trotzen, und wie es dabei des Sattlers Arbeit hin- und herschaukelt. Sagte man ihm, daß er an all das denke, würde er es leugnen. Und doch ist es so; die Formen dessen, was man anschaut, werden im Kopf schließlich überdeckt von den Formen, die man ausprägen will. Und dort ist bei dem Sattler jetzt der Hals der Apfelschimmelstute, für die er das Geschirr macht; er sieht alle Rundungen und Bewegungen von Bellas Hals in seinem Kopf vor sich und sagt sich, wenn auch nicht laut, daß er noch drei Hände voll Roßhaar nehmen muß.

Bei solcher Arbeit zeigt es sich dann, daß für die besten unter den Handwerkern die Arbeit eine große Leidenschaft mit all ihren Freuden und Qualen ist.

Jean Giono

(Aus dem Französischen übersetzt von Hetty Benninghoff und Ernst Sander, 1949)